

Nr. 76. Bromberg, den 3. April 1929.

Tarantella.

Ein exotisches Abenteuer.

Roman von Harald Baumgarten.

Mechtle versuchte den jungen Kanaken, der Pidjin-Englisch radebrechte, auf die Gefahr, die ihnen drohte, aufmerksam zu machen. Aber der war bereits so betrunken, daß er, wilde Kehllaute ausstoßend, am Strande auf und ab sprang.

Selbst der alte Luluai hatte alle Würde verloren. Stieren Blickes lag er da.

„Nun wollen wir uns mal das Dorf ansehen!" schrie der einarmige John, der selbst dem Schnaps reichlich zugesprochen hatte, und auf seinen Wink hoben die beiden Schwarzen das Fäßchen hoch und schleppten es die Anhöhe hinauf.

Wie die Herde dem Leithammel, so folgten die gierigen Schwarzen dem Fäßchen, das auf den Schultern ihrer zivilisierten Landsleute dem Dorfe zuschwankte.

Brüllend und johlend, stolpernd, ganze Stücke die Höhen wieder herabrutschend, folgte die Schar dem berauschenden Gift, das Tiere aus ihnen machte.

Zornbebend trat Mechtle dem Einarmigen gegenüber: „Wir dulden es nicht, daß Sie die armen Wilden durch Schnaps Ihren dunklen Plänen gefügig machen!"

Der Angeredete hob die schwere Peitsche: „Ich rate Euch, mischte Euch nicht in meine Angelegenheiten! Wenn die Sonne sinkt, muß meine Fracht an Bord sein!"

Werkmeister zog Mechtle beiseite. „Wir dürfen es nicht ganz mit ihm verderben, vielleicht nimmt er uns doch noch mit, und dann findet sich später Gelegenheit, die armen Schwarzen zu befreien, oder Anzeige bei einer Regierungsstation zu machen."

Sie folgten dem Zuge, der durch den Wald torkelte, und in seiner Groteskheit ein schauerliches Bild bot.

Im Dorfe angelangt, wurde das Trinkgelage fortgesetzt. Der ganze etwa aus hundert Mitgliedern bestehende Stamm kam auf seine Kosten. Der Alkohol reizte die Sinne. Ekelerregende Szenen folgten im Scheine des Mondes, der jetzt über den Bäumen heraufkroch.

Die beiden Gelehrten standen an den Stamm einer Araukarie gelehnt, abseits der Johlenden.

Da schwankte John auf sie zu, die Flasche neu gefüllt in der Hand.

„Na, Germans, auch mal versuchen?"

Widerwillig wandte sich Werkmeister ab. Der Ire schmiß sich ins Gras.

„Mit den Wölfe muß man heule!" Mechtle, um ihn bei guter Laune zu erhalten, nahm einen Schluck. Er hustete. „Donnerwetter, das ischt aber 'ne Sorte!"

John lachte: „Anwerbungswasser, wird extra gebraut für diese schwarzen Hunde. Aber ich glaube, es ist Zeit." Er erhob sich torkelnd.

Das Fäßchen war inzwischen leer geworden. Schon nahten sich junge Burschen, mehr fordernd.

Der Einarmige machte ihnen durch Gebärden klar, daß auf dem Kutter noch Schnaps vorhanden sei. Eine Schar von etwa zwölf Burschen, John und seine beiden Schwarzen in der Mitte, eilten dem Strande zu.

„Jetzt passiert was! Komme Sie, Herr Doktor, ihnen nach!"

Mechtle entsicherte aufgeregt die Pistole.

Der Kutter war inzwischen so dicht an Land gekommen wie möglich.

Man brauchte die Jolle nicht mehr. Nur einige Meter flachen Wassers waren zu durchwaten, dann konnte man sich über die niedrige Reeling an Bord schwingen.

Als Werkmeister und Mechtle am Strande anlangten, war die Schar schon mitten im Wasser. Ein Mann an Bord schwang ein kleines Fäßchen aufreizend über seinem Kopf. Die Wilden johlten und streckten die Hände nach dem ersehnten Stoffe aus.

Aber kaum hatten sie das Deck erreicht, da fielen vier, fünf Mann über sie her, warfen sie zu Boden, fesselten sie. Ein wüstes Handgemenge entstand.

Einige Schwarze, die jetzt die Absicht merkten, und noch nicht an Bord waren, liefen schreiend zurück. Die andern wurden in die Kajüte geschleppt.

Durch den Lärm kam Hilfe vom Dorfe. Speere flogen. Aber die vom Alkohol unsicheren Hände verfehlten das Ziel.

Der Motor fing an zu knattern, der Kutter drehte seewärts.

Mechtle riß die Pistole hoch, feuerte. Mit Mühe konnte ihn Werkmeister abhalten, sich ins Wasser zu stürzen.

Der Pflanzer, der hinter der Reeling kauerte, nahm das Feuergefecht auf. Die Weißen boten im Mondlicht ein prächtiges Ziel. Rechts und links von ihren Köpfen sausten die Kugeln. Sie warfen sich in den Sand. Die Insulaner hatten einige Kanus flott gemacht, und suchten den Kutter einzuholen. Das wurde die Rettung der Weißen, denn nun richtete John seinen Revolver auf diese Verfolger.

In dem ersten Boote stand der alte Häuptling, den Speer zum Wurfe hoch erhoben. Schon schwankte der Kutter in der Brandung, der Wind faßte das Segel, trieb ihn schnell vorwärts. Da brach der Häuptling mit einem Schmerzensschrei zusammen. Eine letzte Kugel hatte ihn getroffen.

Als die Schwarzen sich am Strande sammelten, während weit draußen der Kutter in den blutigroten Mond hineinfuhr, stellte sich heraus, daß acht junge Leute fehlten. Sie lagen in der engen Bose des Bootes zusammengepfercht, um auf einer fernen Insel Kopra zu sammeln und zu rösten.

Der Luluai lag mit zerschmetterter Kniescheibe im Sande. Seine Lippen murmelten Verwünschungen gegen die weißen Teufel.

Werkmeister und Mechtle bemühten sich um ihn. Aber seine Genossen stießen sie zornig weg, in ihren Augen loderte der Haß.

Wehklagend standen am Strande die Mütter und Bräute der Entführten.

Schweren Herzens wandte sich Mechtle: „Komme Sie, Herr Doktor, es ischt besser, wir gehe."

Er öffnete die Trommel seiner Pistole. Es waren nur noch vier Schuß darin.

Achtzehntes Kapitel.

Vierzehn Tage waren vergangen, seit die Halbinseln, die Sidneys Hafen einschließen, hinter der „Tarantella" ins Meer versunken waren. Rastlos hatten die Maschinen gearbeitet.

Auf den Salomoninseln war die „Berlin" angekommen, aber nach kurzem Aufenthalt in nördlicher Richtung abgedampft. Unablässig sandte der in Sidney neu geheuerte

Funker Wellen aus, die um Nachricht nach dem gesuchten Dampfer baten.

Aber weder die „Berlin", noch andere Schiffe antworteten. Sie kreuzten in einer Gegend, die fast nie von europäischen oder amerikanischen Dampfern befahren wurde. Nur der alte Lloyd-Dampfer „Sumatra", der den Verkehr zwischen den Inseln vermittelt, begegnete ihnen. Auch er hatte die vermißte „Berlin" nicht gesichtet.

Streck stand auf der Kommandobrücke, mit dem Krimstecher den Horizont absuchend. Neben ihm die hohe Figur Eberssteins, dessen graue Augen über die Wasser schweiften. Stunden um Stunden, sich kaum Schlaf gönnend, starrten sie über die Südsee.

Mary und Ralph saßen unter dem Sonnensegel beim Schach. Sie vertrieben sich öfters die Zeit mit diesem Spiele. Sicher und leicht machte Ralph seine Züge, während Mary sich stets die größte Mühe geben mußte, um dem überlegenen Partner standzuhalten.

Ralph lehnte sich in seinen Sessel zurück. Das Flimmern der See sog seinen Blick ein.

Was wäre das für eine selige Fahrt gewesen! Klar wie das Auge Gottes brannte die Sonne in reiner Glut am Himmel. Ein ewiger Wind ließ die blauen Wogen sich heben und senken, als schaukelte er mit lindem Gesang die „Tarantella" in Schlaf. Palmenumstandene Küsten tauchten auf. Abgesprengte Korallenatolle gleitten an ihnen vorbei.

„Ein ganzes Leben ist in wenigen Wochen an mir vorbeigeflogen, Mary. Heiße Wünsche der Jugend, unbegrenztes Sehnen ins Weite. Dann kamst du. Und der nach allen Seiten schießende Drang sammelte sich in dem einen Gefühl, dich zu besitzen. Es folgte der Kampf. Die Jagd nach dem Leben. Und nun singen mir die Wogen des Meeres das Abschiedslied. Als wäre ich ein alter Mann, dessen Seele schon die Schwächen der Welt überwunden hat, so träume ich jetzt die Ewigkeit. Hoffe nicht mehr, wünsche nicht mehr, fühle nur deine Nähe." Mary schloß die Augen.

„Gardez la Dame!" Ralph zog den Turm.

Sie zuckte zusammen. „Wie diese Partie", dachte sie, „beinahe hoffnungslos, so steht das Spiel unseres Lebens. Wenn ich sie gewinne, soll es ein Zeichen sein, daß auch unser Schicksal sich zum Guten wendet."

Krampfhaft sann sie über einen Zug nach, um die Königin aus ihrer bedrängten Lage zu befreien.

Eberstein war unbemerkt hinter sie getreten. „Sie müssen den Springer opfern, und dann mit der Dame Schach bieten."

Mechanisch zog sie die Figuren. Ralph wurde aufmerksamer: „Ein nutzloses Opfer, ich nehme den Springer und biete Schach!"

„Die Dame vorstellen, Miß Mary!"

Ralph mußte den König verschieben.

„Jetzt den Turm in die Ecke: Schach und matt!" Grüßend entfernte sich Eberstein und ging wieder auf die Kommandobrücke.

Ein heißes Gefühl überkam Mary, sie hatte gewonnen. Mit einem erlösten Aufatmen warf sie die Figuren, auf die Ralph, verwundert und ob der erwarteten Wendung noch immer starrte, zusammen, und umarmte ihn impulsiv.

Ihre Augen gingen über die Weite und ihre Herzen schlugen den gleichen Takt.

Und in einem plötzlichen gemeinsamen Gefühl trafen ihre Blicke die Gestalt auf der Brücke, die bewegungslos, die Hände auf dem Rücken, im heißen Sonnenlicht stand, wie ein Wegweiser in eine schönere Zukunft.

Eberstein hatte, seit er aus dem Matrosenlogis ausgezogen war, eine Kabine neben der des Kapitäns inne. Scheu gingen seine ehemaligen Kameraden um ihn herum, der sich plötzlich als ein so ganz anderer, wie sie es waren, entpuppt hatte. Aber Eberstein hatte sein Benehmen nicht geändert. Oft saß er noch an der langen Tafel im Matrosenlogis, wenn Snutje, der Koch, das Essen auftrug und ließ sich ein Seemannsgarn vorspinnen, oder gab Episoden seines reichbewegten Lebens zum Besten.

Dann strahlten die frischen Jungensgesichter.

Tommy saß ehrfürchtig neben ihm. Er konnte sich jetzt schon ganz gut deutsch ausdrücken.

Seit Eberstein so hoch gestiegen war, hatte sich Tommy ganz an Hans Claas angeschlossen, dessen Hauptvergnügen es war, dem gutgläubigen Schwarzen allerhand schauerliche Geschichten aufzutischen.

Eine Erzählung hatte Tommy nie vergessen können, das war die Geschichte, die ihm Kapitän Streck damals in Salvador erzählt hatte, vom Klabautermann.

In dunklen Nächten war er oftmals, sich ängstlich umschauend, in die Nähe des Bugspriets geschlichen, in wollüstiger Angst hoffend, die Pfeife des Klabautermanns aufleuchten zu sehen. Eines Tages hatte er es nicht länger ausgehalten und hatte seinen Kameraden Hans Claas gefragt, ob er schon einmal den gespenstischen Mann mit dem Totenkopf gesehen habe.

Der hatte sein Gesicht in ernste Falten gelegt: „Ja, min Jung, am Kap Horn und in der Südsee, da ist der Klabautermann zu Haus. Paß mal gut Achtung, so in diesen Breiten, da treibt er sich herum."

Nachts traute sich jetzt Tommy kaum über Deck zu gehen und wenn eine Möwe grell aufschrie oder ein Schatten unvermutet auftauchte, dann lehnte er sich zitternd an die Reeling.

Zum ersten Male, seit sie in der Südsee fuhren, tobte in der Nacht ein Gewitter. Blitze rasten kreuz und quer durch die Luft. Kurze Wellen warfen die „Tarantella" hin und her. Auf der Kommandobrücke standen Mary und Ralph neben Eberstein und Streck und sahen einer Wasserhose nach, die Backbord von ihnen auf die Inseln zuwirbelte.

Mitten in diesem Aufruhr der Elemente, klomm Tommy, naß wie aus dem Wasser gezogen, durch den prasselnden Regen, aschgrau, und in den Augen ein Grauen, die Treppe zur Brücke hinauf.

Erstaunt sahen sie alle auf den zitternden Schwarzen, der jetzt sein Gesicht mit den Armen schützend, in einer Ecke in die Knie sank.

„Was hast du denn, min Jung?" fragte Streck, während die anderen kopfschüttelnd auf dieses Häufchen Angst blickten.

Tommy stieß klagende Töne aus, dann deutete er mit der Hand nach vorne, und bellte — von heftigem Schluchzen unterbrochen — das Wort: „Klabautermann!"

Und tatsächlich sah man im Scheine der Blitze auf dem hoch und niedergehenden Bugspriet eine Gestalt mit unwahrscheinlich großem Südwester, in einen Ölmantel gehüllt, sitzen.

Die Pfeife sprühte Funken.

Jetzt wandte die Gestalt ihren Kopf der Brücke zu und im ungewissen Licht grinste ein Totenschädel zu ihnen herüber.

„Dunnerkiel!" Streck rieb sich verwundert seine Nase, „Dunnerkiel!"

(Fortsetzung folgt.)

Leila.

Skizze von **Siegfried Bergengruen.**

Leila war ein Zigeunermädchen. — Ich erinnere mich genau des Tages, da sie zum ersten Mal in unserem Gesichtskreis auftauchte. Dieses geschah an einem schwülen Hochsommerabend zu der Zeit, wo drunten in Podolien die Jahrmärkte abgehalten werden. Wir schlenderten zu Dritt — Oberleutnant Hradschinsky, Fähnrich Fjedor Korobkin und ich — durch die staubigen Straßen des elenden Nestes, in dem wir während der großen Kavalleriemanöver in Quartier lagen. Die Säbel rasselten mürrisch auf dem Pflaster, und die Sporen klirrten eintönig. Wir rauchten viele Zigaretten. Es war sehr langweilig.

Und da stand plötzlich, wie aus einer Seitengasse hergeweht, Leila vor uns. Ihr roter Rock bauschte sich im Sprunge, das gestickte Hemd war zerschlissen, und die kohlschwarzen Haare flatterten im Winde. Als sie uns sah, hielt sie mitten im Lauf inne und steckte den braunen Finger verlegen in den Mund.

Ich weiß nicht mehr, wer von uns die Unterhaltung mit Leila begann. Jedenfalls machte es keine großen Schwierigkeiten, mit ihr in Verbindung zu treten. Eine halbe Stunde später saßen wir schon allesamt in einem der verqualmten schmutzigen Lokale, das voll galizischer Artisten, jüdischer Hausierer und ukrainischer Soldaten war, und der Oberleutnant Hradschinsky tanzte mit Leila einen wilden Trepak. Sie schien Gefallen daran zu finden, denn sie preßte ihre Arme fest um seinen Hals und lachte zu allem, was er ihr ins Ohr flüsterte. Dabei blitzten ihre Zähne, als wollte sie beißen. Später war das Paar verschwunden.

Man mag es mir glauben oder nicht, aber Oberleutnant Hradschinsky heiratete Leila. Er war sonst kein Mann, der sich seine Abenteuer zu Herzen nahm, im Gegenteil, in den beßarabischen Grenznestern und den Steppendörfern rings um das Schwarze Meer saßen viele Mädchen, die er geküßt und verlassen hatte. Was ihn so an Leila fesselte, wußte niemand. Gewiß, sie war schön, schlank wie eine Weidengerte, konnte einen so verführerisch anblitzen, daß einem das Herz heiß wurde, und ritt wie ein Teufel. Und eine Wildheit steckte ihr manchmal im Leib, der nach und nach sämtliche Champagnergläser im Kasino zum Opfer fielen! Aber sonst! Sind das nicht Eigenschaften, die alle Zigeunerinnen von den Karpathen bis an den Ural besitzen, ohne daß man sie deswegen zu heiraten braucht? Und gab es für einen kaiserlich russischen Gardeoberleutnant mit den

schönsten Verbindungen, die man sich denken kann, keine bessere Zukunft, als sich um eines braunen Mädchens willen in den Polizeioffiziersstand versetzen zu lassen? — Aber gegen die Liebe ist kein Kraut gewachsen, und alle unsere Bitten, Vorstellungen und Ratschläge verhallten unbeachtet im Wind. Hradschinsky zuckte nur die Achseln, und Leila lachte. Eines Tages waren sie abgereist.

Jahrelang hörte ich nichts von ihnen. Da brachte mich der Zufall in eine südrussische Gouvernementsstadt. Einer der ersten, denen ich begegnete, war Hradschinsky. Er bekleidete den Posten des Präfekten. Erfreut schloß er mich in die Arme und lud mich in sein Haus. „Leila wird sich freuen!“ rief er, als wir uns trennten.

Am nächsten Abend ging ich hin. Da außer mir noch zahlreiche andere Gäste anwesend waren, hatte ich Gelegenheit, Leila ungestört in ihrer neuen Umgebung zu beobachten. Und ich muß gestehen, daß ich unsere derzeitigen Befürchtungen glänzend widerlegt sah. Aus dem kleinen, schmutzigen Zigeunermädchen im roten Rock und zerrissenen Hemd war eine Frau von Format geworden, die sich der Gesellschaft nicht etwa nur anpaßte, sondern sie sogar regierte. Von der früheren Unbändigkeit konnte ich keine Spur mehr bemerken. Im Gegenteil, ich glaubte, zuweilen sogar etwas wie Müdigkeit in den schwarzen Augen zu sehen, nahm aber an, daß ich mich täuschte.

Nach dem Essen wurde ein Spaziergang in den Park unternommen, in dessen Gebüschen Diener bunte Lampions entzündet hatten. Ich durfte Leila führen. Wir sprachen von vergangenen Tagen, von jenem Abend, da sie uns in den Weg lief, und lachten über die vergeblichen Widerstände, die Korobkin und ich der Eheschließung Hradschinskys entgegensetzten. „Hätten wir gewußt, wie glücklich Sie beide werden würden, es wäre uns nie eingefallen, Gregor von dieser Ehe abzuraten . . .!“ beteuerte ich, um unsere damalige Handlungsweise zu entschuldigen.

Leila sah mich an. Es war ein merkwürdig durchdringender Blick. „Woher wissen Sie denn, daß ich glücklich bin?“ fragte sie leise.

Erschreckt blieb ich stehen. „Sind Sie es nicht . . .?“

Leila hob die Schultern und ließ sie dann langsam wieder sinken. Eine unsagbare Hilflosigkeit lag in dieser kleinen Bewegung. „Gewiß, ich bin glücklich“, sagte sie, „wenn man unter Glück Wohlstand und Bequemlichkeit versteht. Auch liebe ich meinen Mann. Aber es gibt etwas, das stärker ist als Liebe, stärker als alles, das Stärkste . . .!“

„Was ist das?“

„Ich habe — H e i m w e h!“

Nie in meinem Leben hat mich das Wort „Heimweh“ so ergriffen wie in jener südrussischen Sommernacht aus dem Munde Leilas. Ich wußte, was sie damit meinte. Sie sehnte sich nach den Wäldern, durch die sie als Kind gewandert war, nach den Lagerfeuern im Dunkel der nächtlichen Steppe, nach den buntbewimpelten Jahrmarktszelten, vor denen sie tanzte. Sie sehnte sich nach der Ungebundenheit und dem Unsteten des Zigeunerlebens. Sie hatte Heimweh nach der Landstraße!

Vielleicht wäre nichts geschehen, wenn der ahnungslose Hradschinsky nicht wenige Tage darauf eine Unvorsichtigkeit begangen hätte. Um seiner Frau eine Überraschung zu machen, lud er eines Abends eine echte Zigeunerkapelle zu sich in den Saal. Als Leila eintrat, stand sie einen Augenblick wie erstarrt. Dann aber stieß sie einen Schrei aus, so schrill und gellend, daß wir alle entsetzt von unseren Plätzen auffuhren. Dann begann sie zu tanzen. Immer wilder und wilder. Zwischendurch trank sie ein Glas Champagner nach dem anderen, schleuderte die Kelche an die Wand, gebärdete sich wie eine Rasende und brach schließlich ohnmächtig zusammen. —

Ich habe Leila nach diesem Vorfall nicht wieder gesehen. Am nächsten Tage verließ sie heimlich das Haus ihres Mannes und floh aus der Stadt. Gleichzeitig verschwand auch die Zigeunerkapelle spurlos. Alle Versuche Hradschinskys, seiner Frau oder der Musikanten habhaft zu werden, blieben fruchtlos. Es war, als habe die Steppe sie verschluckt.

Hradschinsky selbst hat sich von diesem Schlage nie wieder erholt. Als der Krieg ausbrach, durfte er wieder in sein Regiment eintreten und fiel bei einem der berühmten Angriffe der russischen Garde in der Nähe der ostpreußischen Grenze. Bevor wir ihn begruben, schob ich in seine Hand den Zettel, den Leila ihm hinterlassen hatte, als sie floh.

Darauf standen in einer kindlichen, krausen Handschrift die Worte: „Verzeihe mir, Gregor! Ich habe Heimweh!“

Das ist die Geschichte von Leila, der Zigeunerin, eine Geschichte, die vor Jahren in Rußland viel Staub aufwirbelte und erst unter dem Kanonendonner des Weltkrieges vergessen wurde. Es wäre falsch, auf diese Frau Steine werfen zu wollen. Denn sie liebte ihren Mann von ganzem Herzen, liebt ihn vielleicht noch heute. Aber in ihr brannte etwas, das stärker war als alle Liebe, etwas, das sie vielleicht selbst verfluchte — das Heimweh nach der Landstraße! Und niemand kann etwas gegen die Stimme seines ererbten Blutes!

Der Notenschreiber.

Skizze von Erwin Sedding.

Leonhard Mantel zog den Bindestrich bis zum Fis hinauf, malte noch einen Taktstrich auf das Linienblatt und legte dann die Arbeit beiseite. Früher, als seine Augen noch kräftig waren, hatte er vierzehn oder fünfzehn Stunden lang am Schreibtisch sitzen können, — heute störte ihn bereits die leiseste Dämmerung. Leonhard Mantel war alt.

Er stand auf, rieb sich die müden Finger und versuchte den Rücken zu straffen, den das jahrelange Hocken über den Partituren erschreckend schnell gekrümmt hatte. Nur den gewohnten Abendspaziergang über den alten Wall am Brunnen vorüber zum Opernhaus wollte er sich nicht nehmen lassen, solange ihm die Füße gehorchten. Wie war dort draußen die Luft doch so ganz anders als in der Enge des kleinen Zimmers! Auch dem Müdesten gab sie noch Kraft.

Im Briefkasten der Wohnungstür lag ein Schreiben. Leonhard Mantel, der den Hut schon auf dem Kopf hatte, blieb einen Augenblick stehen und riß den Umschlag auf. Seine Hände begannen zu zittern. „Besuchen Sie mich möglichst bald im Zentral-Hotel. Karl Türmer.“ — Was hatte Türmer, der große, berühmte Komponist, dem namenlosen „Notenabschreiber der städtischen Bühnen“ mitzuteilen?

Leonhard Mantel bezwang seine Erregung. Er wollte sofort hingehen, aber auch darauf gefaßt sein, daß alles nur ein Scherz war. Vielleicht neckte ihn einer der Theaterangestellten? Sie spöttelten ja so gerne über einen, von dem sie wußten, daß er die Kunst ernst nahm.

Im Zentral-Hotel schien der Pförtner gut unterrichtet zu sein. „Erster Stock, Zimmer 6 und 7.“ — Also doch kein Irrtum? — Leonhard Mantel stieg die breite Treppe hinauf und klopfte. Eine Minute noch, und er würde leibhaftig vor jenem Manne stehn, dessen Opern seit Jahren die ganze Welt in Begeisterung versetzten und von dem die Kritiker schrieben wie von einem ganz großen Meister, einem Klassiker im Reich der Töne.

Karl Türmer stand am Schreibtisch. „Treten Sie näher!“ grüßte er. „Sie sind doch der Mann, der den Stimmenauszug für meine Oper angefertigt hat, nicht wahr?“

Leonhard Mantel nickte. Er war befangen wie einst in der Lateinklasse, da der Professor ihn gefragt hatte, was denn die Notenköpfe im Vokabelheft zu suchen hätten.

„Dann werden Sie auch wissen“, hörte er den Komponisten sprechen, „von wem die Verbesserung der Fagottpartie im ersten Akt stammt? Mir fiel gestern ein, daß ich ein paar Takte ausgelassen hatte, und wie ich sie nachtragen will, sehe ich, daß die Lücke bereits ausgefüllt ist.“

Der andere erschrak. Er erinnerte sich, daß er die fragliche Stelle durch ein Motiv ergänzt hatte, das er in einer parallelen Phrase vorfand. Er mußte wohl eine unverzeihliche Handlung begangen haben, daß ihn der Meister so streng zu Rede stellte.

Karl Türmer nahm die Erklärung schweigend entgegen. Dann lächelte er. „Keine Entschuldigungen! Ich habe Ihnen höchstens zu danken. Wenn ich nicht zufällig hierher gekommen wäre, hätte einzig Ihre Aufmerksamkeit die Partie gerettet, denn ich glaube nicht, daß der Kapellmeister den Fehler noch entdeckt haben würde. Doch woher stammen nur Ihre gründlichen Kenntnisse, Herr Mantel? Sie haben ja einen ganz vorzüglichen Orchestersinn.“

Der alte Notenschreiber hob langsam den Kopf. In seinen Augen war ein Leuchten wie ein fernes, halb erstickt gewesenes Feuer. Sollte er sprechen dürfen? Einmal in Worte fassen, was er zeitlebens still in sich herumgetragen hatte?

Er sprach. Er erzählte dem Meister von seiner Jugend, von dem ersten Geigenunterricht, dem teuren Konservatorium, den durchwachten Nächten und allerlei Erfolgen und Hoffnungen. Bis dann der Tod des Vaters ihn hinausgestellt hatte in das Erwerbsleben, wo er in Tanzsälen und Kinos technisch und musikalisch zu verkommen begann.

„Zuletzt brauchte man mich nur noch als Aushilfe. Jüngere Kräfte meldeten sich. Als der Jazz die Streichmusik verdrängte und das Radio aufkam, gab ich den Kampf verloren. Ich bin nicht mitgekommen.“

„Doch!“ entgegnete Türmer. „Doch, mein lieber Herr Mantel! Der Beweis, daß Sie sehr wohl mitgekommen sind, steht hier in dieser Fagottstimme. Schwarz auf weiß. Sagen Sie mal: würde es Ihnen eine Freude machen, wenn

ich Ihnen eine Ehrenkarte zur Uraufführung geben ließe?" — —

Auf diese Weise kam Leonhard Mantel zum erstenmal in das Opernhaus, um das er Abend für Abend spaziert und dessen erstes Geigenpult das unerreichte Ziel seines verpfuschten Lebens war. Die Freude machte seine Hände zittern, und er mußte schon vormittags die Arbeit fortlegen. Die Partitur klang in seinen Ohren, als hätte er nicht nur die Fagottpassage, sondern das ganze Werk selbst erdichtet. Und da er zum Theater ging, hätte man meinen mögen, Herr Mantel wäre plötzlich wieder jung geworden.

Der Gong ertönte, der Zuschauerraum versank in Dunkelheit. Karl Türmer, der die Oper selbst dirigierte, erschien auf dem Pult. Niemand ahnte es, daß seine Verbeugung jenem alten Manne galt, der wenige Reihen hinter ihm saß und der kurz vorher die Blicke auf sich gelenkt hatte, weil er einen so gräßlich altmodischen Gehrock trug. So ahnte auch niemand, daß dieser sonderbare Kauz der alte Notenschreiber war. Nur eine Dame, die ihren Platz dicht neben ihm hatte, wunderte sich ein wenig, da sie die Träne entdeckte, die in der gefurchten Wange des Herrn Leonhard Mantel herabrinnen wollte.

Voran! Voran!

Schon drängt der Frühling über Land
Durch knospenschwere Hecken
Und lodert heiß im Liebesbrand,
Die Säumenden zu wecken.

Der blaue Himmel singt und klingt;
In seine Lieder hüllt sich
Die graue Erde lenzbeschwingt,
Und ihre Zeit erfüllt sich.

Wie Osterwasser, schöpfungsjung,
Rauschen die Vogelzüge
Und jubeln die Verkündigung
Auf arbeitsfrohe Pflüge.

Die Scholle harrt. Keimstarke Saat
Gibt sich der warmen Krume.
Voran! Voran! Auch deine Tat
Macht sie zum Heiligtume.

Max Bittrich.



Bunte Chronik



* **Der Rivale aus dem Jenseits.** Ein Gespenst aus dem Jenseits, das zwei Eheleute trennt, dürfte zu den nicht alltäglichen Erscheinungen gehören. So etwas ist aber in London vorgekommen und sogar Gegenstand einer gerichtlichen Verhandlung gewesen. Der ungewöhnliche Ehescheidungsprozeß hat folgende Vorgeschichte: Der reiche Kaufmann Richard Locke, ein Mann im besten Alter von 43 Jahren, lernte vor einiger Zeit die Witwe des Baumeisters Bartholome kennen und lieben. Die erst 28 Jahre alte Frau sagte zu dem Heiratsantrag Richard Lockes nach einigem Bedenken ja. Nach der Hochzeit bat sie ihren zweiten Mann um die Erlaubnis, ein großes Bild des Toten im neuen Heim anbringen zu dürfen. In der ersten Nacht fiel das Bild des ersten Mannes, wahrscheinlich weil es nicht gut befestigt war, von der Wand. Dieser Fall machte auf die abergläubische junge Frau einen sehr tiefen Eindruck. Sie suchte Fühlung mit spiritistischen Kreisen zu nehmen und ließ einem Medium den Geist ihres toten Mannes beschwören. Groß war der Schrecken der jungen Frau, als sie die Stimme ihres Mannes zu vernehmen glaubte: „Du darfst nicht mehr mit deinem neuen Manne weiterleben". Am selben Tage verließ die Frau das Haus Lockes, der nach vergeblichen Bemühungen den Kampf mit seinem Rivalen aus dem Jenseits aufgab und in die Scheidung einwilligte, die vom Gericht auch ausgesprochen wurde.

* **Der „Unfug der Dora".** Jeder Durchschnittsengländer ist stolz darauf, sich als freiester Bürger der Welt zu fühlen. Wird er in irgendwelcher Beziehung beschränkt oder gar „regiert", so kennt seine Entrüstung keine Grenzen. Nun hat der Innenminister Joynson-Hicks die Unvorsichtigkeit begangen, dem englischen Publikum manchen Zwang in Kleinigkeiten aufzuerlegen, wodurch er die ganze Presse des britischen Königreichs in größte Erregung versetzt hat. Bei einer konservativen Versammlung in Oxford erlaubte er sich zu sagen, daß die Zeit vorbei sei, in der jeder Mann machen könne, was er wolle. Das war in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts möglich, heute aber muß die Freiheit des Einzelnen aus wirtschaftlichen Rücksichten beschränkt werden. Joynson-Hicks rief das berüchtigte Gesetz, das man nach seinen Anfangsbuchstaben in England einfach „Dora" nennt, (Defence of the Realm Act) und das während des Krieges Geltung hatte, ins Gedächtnis zurück. Das Dora-Gesetz enthält eine Reihe merkwürdiger Verordnungen, mit denen sich der Engländer keinesfalls einverstanden erklären will und die er als „Unfug der Dora" bezeichnet. Die Dora verbietet zum Beispiel den Verkauf von Zigaretten nach 8 Uhr abends, während man Konfekt bis 9.30 Uhr kaufen kann. — Die Geschäfte sind in England gewöhnlich bis um 10 Uhr abends geöffnet. — Eis darf man zwar zu jeder Nachtzeit kaufen, aber nicht nach 8 Uhr auf der Straße verzehren. Man darf in einer Drogerie eine ganze oder eine halbe Flasche Alkohol kaufen; wünscht man aber ein kleineres Quantum, so muß man sich in eine Wirtschaft bemühen. Pfannkuchen und Schlagsahne dürfen in einer Konditorei nur bis 8 Uhr abends verkauft werden, Sandtorten dagegen bis 10 Uhr. Nach 8 Uhr abends darf man Fisch, aber nicht marinierte Heringe, kaufen. Zeitungen dürfen nach 8 Uhr abends im Kiosk nicht verkauft werden, während Zeitungshändler auf den Straßen die ganze Nacht Zeitungen verkaufen können. Eine alte Frau ist vor kurzem zu einer Strafe verurteilt worden, weil sie nach 8 Uhr abends an einen Seemann Zigaretten abgegeben hat. Die Wellen der Empörung gegen den Innenminister gehen hoch — er wird Lenin und Mussolini genannt.

* **Unter der Totenkopfflagge.** Das alte Wikingerblut können die Norweger auch heute noch nicht verleugnen. Das gilt jedenfalls von einer Räuberbande, die kürzlich in Haugesund an der Nordostküste Norwegens dingfest gemacht wurde. Dort „kaperte" die Polizei ein regelrechtes Seeräuberschiff, das schwer bewaffnet und mit Munition und Sprengmitteln reichlich versehen war. Allerdings fuhren die Piraten nicht zu Plünderungen in fremde Länder, wie es von ihren heidnischen Vorfahren die Geschichte berichtet, auch griffen sie keine Handelsschiffe an, um sich deren reicher Ladung zu bemächtigen. Sie beschränkten sich auf eine etwas heimlichere Tätigkeit, indem sie an entlegenen Stellen an Land gingen und Einbrüche verübten. Namentlich die Stadt Bergen hatte in letzter Zeit unter ihrem Wirken zu leiden. Diese Modernisierung des alten Piratentums wird die Seebanditen davor bewahren, daß sie alle miteinander an den Raaen ihres Schiffes aufgeknüpft werden, was ihnen noch vor einem Jahrhundert nicht erspart geblieben wäre.

* **Ohnmachtsanfall einer schönen Diebin wegen Tanzverbots.** Ellie Bryant aus London liebt den Tanz und den Putz. Sie ließ sich vor einem Richter durch Zeugen bestätigen, daß sie unzurechnungsfähig werde in der Aussicht auf Tanz oder schöne Unter- und Oberkleidung. Auch ihr Vater half ihr mit der Behauptung, daß sie schon immer sehr schlechte Nerven gehabt habe und offensichtlich an Tanzverrücktheit leide. Solche Bekundungen waren nötig, um Schön-Ellie vor einem zu harten Zugriff der Gesetzesmaschine zu bewahren, weil sie ihrem Arbeitgeber, einem Geistlichen, der sie als Stenotypistin beschäftigte, 40 Mark entwendet hatte, die sie für einen Ball dringend benötigte. Vater, Freundinnen und der Geschädigte selbst waren einig in dem Bemühen, den Richter zur Milde zu bewegen, gleichzeitig aber doch auch der Ellie einen Denkzettel zu geben. Der Richter sprach der schönen Sünderin tatsächlich einen Strafaufschub zu, legte ihr aber auf, zwei Jahre alle Tanzstätten zu meiden. Das war zuviel für Ellie. Nach diesem richterlichen Spruch sank sie auf der Anklagebank in Ohnmacht und erwachte auch nicht, als man sie in der üblichen Weise mit Wasser und Riechsalzen bearbeitete. Erst als jemand ihr ins Ohr flüsterte, daß ihr das Tanzen bei Familienfestlichkeiten und in geschlossenen Gesellschaften ja nicht verboten worden sei, schlug sie die Augen wieder auf.

Lustige Rundschau



* **Reinfall.** Arzt: „Sie haben ja Mittelohrentzündung! Was taten Sie bis jetzt dagegen?" — Patient: „Ich ging zum Apotheker." — Arzt: „Welchen Blödsinn hat denn der Ihnen geraten?" — Patient: „Er hat mich zu Ihnen geschickt, Herr Doktor."

* **Eine praktische Hausfrau.** Der Ehemann kommt von der Arbeit heim und redet seine Frau also an: „Wie, bist du noch nicht fertig? Na, dann gehe ich eben ins Restaurant essen." — „Warte fünf Minuten!" — „In fünf Minuten wird das Essen doch nicht fertig sein!" — „Nein, aber ich werde fertig sein und mit dir gehen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.